



Rezension:

The Luwians, edited by H. Craig Melchert. Leiden-Boston, Brill 2003

Die Kenntnis des bronzezeitlichen Kleinasien ist in den letzten Jahrzehnten deutlich gewachsen. Immer klarer zeichnet sich ab, dass das hethitozentrische Bild einer differenzierteren Vorstellung weichen muss. Dazu trägt auch der vorliegende Sammelband bei, der eine schmerzliche Lücke schliesst. Denn er vermittelt zum ersten Mal eine umfassende Übersicht zu Geschichte, Quellen, Sprache, Religion und Kultur der Luwier, die das spätbronze- wie früheisenzeitliche Anatolien entscheidend geprägt haben.

Eine Annäherung an das Phänomen der Luwier kann nur behutsam erfolgen – was der Herausgeber und Sprachhistoriker H.C. Melchert in seiner „Introduction“ (S. 1-7) mit Fug und Recht unterstreicht. Zwar bezeugen uns bereits die frühesten Primärquellen – die hethitischen Gesetze – die Existenz eines „Landes“ *Luwija* <Lu-ú-i-ja> im zweiten vorchristlichen Jahrtausend. Doch sie lassen offen, ob es sich dabei um einen geographischen, politischen oder ethnischen Begriff handelt. Bei unvoreingenommener Vorgehensweise bleibt so für den Sammelbegriff „Luwier“ beziehungsweise „luwisch“ nur eine linguistische Definition möglich: „With all due reserve we will here use ‘Luwians’ effectively to mean ‘Luwian-speaking population groups’.” (S. 3). Die Vorteile dieser Definition liegen auf der Hand: Sie verknüpft den in vagen Kontexten verwendeten Begriff „Luwier; luwisch“ mit einem klaren materiellen Befund: den luwischen Sprachresten, die sich einerseits durch Verweise in den Primärquellen (vgl. heth. *lu-ú-i-li* „auf Luwisch“), andererseits durch linguistische Charakteristika eindeutig festlegen lassen.

Folgerichtig konzentriert sich H.C. Melchert im zweiten Kapitel „Prehistory“ (S. 8-26) darauf, die Vorgeschichte der luwischen Sprache nachzuzeichnen. Abgesehen von den unumstrittenen Eckpfeilern – z.B. die Zugehörigkeit der luwischen Sprachen zum proto-anatolischen Zweig der Indogermania – bleibt naturgemäss vieles im Dunkeln. So etwa die Frage, ob die Aufsplitterung des Proto-Anatolischen in einen nordostanatolischen (hierzu das Hethitische und das Palaische) und einen westanatolischen Zweig (hierzu das Luwische) auf kleinasiatischem Boden oder bereits in der früheren Heimat der Proto-Anatolier erfolgte. Es ist Melcherts Verdienst, diese Frage von S. 23-26 umsichtig zu diskutieren. Der Rezensent hält dabei das von Melchert präferierte Szenario (S. 26) für durchaus plausibel: In der Wende des 4. zum 3. vorchristlichen Jahrtausend treffen die Proto-Anatolier (also die Sprachträger des Proto-Anatolischen) aus dem Balkan über den Bosphorus in Kleinasien ein. Nach einer längeren Phase gemeinsamer Sprachentwicklung im Nordwesten läutet die Abwanderung der Vorhethiter und -palaer nach Nordosten die sprachliche Differenzierung ein. Verbindlichere Aussagen lassen sich allerdings für das zweite Jahrtausend machen, wo Melchert anhand neuer Forschungsergebnisse zweierlei eindrücklich darlegt: Erstens erstreckt sich das luwische Sprachgebiet bereits im frühen zweiten Jahrtausend von Nordwest-Kleinasien bis nach Nordsy-

rien. Und zweitens ist der luwische Einfluss auf die hethitische Sprache seit Beginn der Überlieferung beträchtlich und wächst bis in jung-hethitische Zeit stetig. Noch fehlt ein Szenario, das beide Aussagen auf einen Nenner bringt. Der Status der beiden Idiome, ihr gegenseitiges Verhältnis (etwa der Umstand, dass die hethitischen Könige sich für ihre Monumentalinschriften offenkundig der luwischen Hieroglyphenschrift und wohl auch der luwischen Sprache bedienten) sowie ihre (soziale, politische oder religiöse) Funktion bleiben vorerst ungeklärt.

Im umfassenden dritten Kapitel (S. 26-127) versucht T.R. Bryce, die Geschichte der Luwier nachzuzeichnen. Ein solches Unterfangen beginnt traditionellerweise mit einer Begriffsklärung. Offenkundig von Luwiern besiedelte Regionen sind auf den Texten der ausgehenden Bronzezeit unter drei Bezeichnungen präsent: unter dem bereits oben genannten *Luḫḫia*, unter *Arzaḫa* sowie unter *Lukka*. Das gegenseitige Verhältnis dieser drei Begriffe lässt sich nicht vollends klären: *Arzaḫa*, das *Luḫḫia* zur Zeit Hattušiliš I abzulösen scheint, ist einerseits Benennung einer Region („*Arzaḫa Minor*“ bzw. „*Arzaḫa im engeren Sinne*“), die sich zwischen Hermos- und Maeandertal von der Küste ins Landesinnere zieht. Andererseits dient *Arzaḫa* als Sammelbezeichnung („*Arzaḫa Maior*“ bzw. „*Arzaḫa im weiteren Sinne*“) für mehrere auch selbständig bezeugte Regionen Westanatoliens (darunter *Šeḫa* und *Mira*). Nicht unplausibel vermutet Bryce dabei, dass die als *Arzaḫa* bezeichnete Region das luwische Kernland und den Ausgangspunkt für die spätere luwische Expansion – und damit auch die Ausdehnung des Begriffs *Arzaḫa* – bildet (S. 40). *Lukka* schliesslich siedelt Bryce im Gebiet des antiken Lykiens bis an die westlichen Grenzen Pamphyliens an (S. 41f.). In dieser Bergregion sei eine weitflächige Staatenbildung nicht möglich gewesen. Unter den *Lukka*-Völkern seine also nomadisierende, auf Schifffahrt spezialisierte Clans zu verstehen – eine Vorstellung, die angesichts der regionalen Verhältnisse im ersten vorchristlichen Jahrtausend nicht abwegig ist.

In der Folge rollt Bryce die geschichtliche Bezeugung der spätbronzezeitlichen Quellen auf. Zu Recht verweist er hierbei auf ein methodisches Hindernis: Die Rekonstruktion der luwischen Geschichte im zweiten vorchristlichen Jahrtausend ist nur durch hethitische Texte möglich – die wiederum kein neutrales Bild vermitteln könnten (S. 44f.). Nichtsdestotrotz gelingt es Bryce auf plausible Weise, drei historische Grundzüge auszuarbeiten: Erstens präsentiert sich das luwische *Arzaḫa* über die Jahrhunderte der hethitischen Einflussnahme als unabhängige Grösse. Erst *Muršili II* gelingt es, den Einfluss von *Arzaḫa* zu Gunsten von *Mira* entscheidend einzudämmen und damit den luwischen Westen verstärkt zu kontrollieren (S. 58ff.). Zweitens ist der luwische Westen in seiner politischen Ausrichtung zunehmend auf den Ägäisraum ausgerichtet. Dies zeigt exemplarisch die Episode um den „Rebellen“ *Piḫamaradu* (S. 67ff.). Er treibt unter *Muḫatalli II* und *Hattušili III* im Westen sein Unwesen – offenkundig unter Duldung von *Aḫḫiyaḫa*, hinter dem Bryce der Mehrheit der Experten folgend ein mykenisches Staatsgebilde erkennt (S. 76ff.). Drittens schliesslich scheint der zu grossen Teilen luwisch besiedelte Südos-

ten – konkret die politischen Einheiten *Kizzuwatna* (mehrheitlich das klassische Kilikien) und *Tarhuntašša* (mehrheitlich das klassische Pamphylien) – im Gegensatz zum Westen schon früh und unverändert stabil der hethitischen Einflussphäre anzugehören (S. 89ff.). Diese drei Grundzüge bilden eine plausible Grundlage für die im ersten Jahrtausend vorliegende Situation.

Allerdings führt die Lektüre der Kapitel zur eisenzeitlichen Entwicklung (S. 93-127) – wohl entgegen der Absicht des Autors – ein Paradox vor Augen: Obschon die Forschung sich nunmehr auf eine Vielzahl voneinander unabhängiger Quellen stützen kann, wird das historische Bild nicht deutlicher. Die vordringliche Frage richtet sich dabei nach der politischen Kontinuität nach dem Ende des hethitischen Grossreichs beziehungsweise nach *Šuppiluliuma* II. In den Augen von Bryce könnte der in den hieroglyphenluwischen (hluw.) Inschriften von Karadağ-Kızıldağ als „Grosskönig“ intitulierte *Hartapu* die Nachfolge von *Hatti* übernommen haben (S. 93ff.). Damit hat sich das politische Schwergewicht sich zu Beginn der Eisenzeit endgültig in die Region um *Tarhuntašša* verlagert, das seit späthethitischer Zeit zunehmend an Bedeutung gewinnt (S. 91ff.). Ein weiteres frühes neohethitisch-luwisches Zentrum konstituiert sich Tabal, einer ebenso bereits in der Bronzezeit von Luwiern besiedelten Region südlich des Halysbogens (S. 97ff.). Tabal wird aber früh in einer ungünstigen Pufferposition zwischen Phrygern (und Kimmeriern) im Norden sowie Assyriern im Süden aufgerieben und verschwindet im siebten vorchristlichen Jahrhundert aus den klassischen Quellen.

So konzentriert sich das Interesse des Autors auf Kilikien und Lykien (S. 101ff.). Beide Regionen bezeugen bis in hellenistische Zeit einen hohen Anteil an luwischen Anthroponyme, woraus Bryce auf einen ebenso hohen Anteil luwischstämmiger Bevölkerung schliesst. Während für den östlichen Teil Kilikiens (klass. *Cilicia Campestris*, assyr. *Que*) eine neohethitische Dynastie ausreichend bezeugt ist, sind die Quellen für den gebirgigen Westteil (klass. *Cilicia Aspera*) spärlich. Analog verhält es sich mit Lykien: Historische wie archäologische Daten sind für die erste Hälfte des ersten Jahrtausends kaum vorhanden, doch die Existenz eines eindeutig luwischen Idioms – des in griechischem Alphabet festgehaltenen Lykisch – bezeugt den luwischen Charakter dieser Region. Angesichts der spärlichen Quellenlage unterliegt Bryce der Versuchung, auch die griechische Mythologie zur historischen Rekonstruktion heranzuziehen. Die Resultate sind allerdings fragwürdig: Beispielsweise lässt sich die aus Homers *Ilias* gewonnene Behauptung, kretische Einwanderer (die Termilen) hätten sich in Lykien niedergelassen (S. 110ff.), in keiner Weise anderweitig stützen. Ein weiterer Vorwurf, der dem Autor nicht zu ersparen ist: Die Darstellung der luwischen Geschichte des ersten Jahrtausends gerät zunehmend „lykozentrisch“ (S. 107-124). Dies ist insofern bedauerlich, als im ersten Jahrtausend auch andere Regionen luwisches Sprachgut bezeugen: so etwa das antike Karien, dessen Sprachdenkmäler seit ungefähr einem Jahrzehnt endgültig entziffert sind.

So bleibt das Bild der luwischen Geschichte der frühen Eisenzeit fragmentarisch. Es sind vordringlich zwei Fragen, die vorerst unbeantwortet bleiben und sich auch implizit in Bryces Schlussbemerkungen stellen (S. 124ff.): Erstens die Frage nach der Rolle, welche die luwischstämmige Bevölkerung im der Endphase des hethitischen Grossreichs einnimmt. Zweitens die Frage, in welchem Ausmass und auf welche Weise sich die luwischstämmige Bevölkerung um die Jahrtausendwende nach Südostanatolien und Nordsyrien ausbreitet.

Das vierte Kapitel aus der Feder von J.D. Hawkins (S. 128-169) widmet sich in der Folge der luwischsprachigen Überlieferung. Im Zentrum der Darstellung stehen die hieroglyphenluwischen (hluw.) Quellen (wobei S. 147ff. zum neoheth. Corpus eine unverzichtbare Ergänzung zum hethitischen dritten Kapitel darstellt) und die Geschichte ihrer Schrift. Als gesichert gilt heute, dass die frühesten hluw. Inschriften aus der letzten drei Dynastien des hethitischen Grossreichs (also dem 13. Jahrhundert) stammen (S. 138ff.; zu möglichen Vorstufen S. 166f.). Da manche dieser Inschriften rein logographisch verfasst sind, ist in Theorie eine Lesung in hethitischer Sprache möglich. Gleichzeitig sind die längeren Inschriften aus der Zeit Tudḫaliyaš IV und seines Sohns *Šuppiluliuma* II. eindeutig in luwischer Sprache abgefasst. Die historisch relevante Frage, ob die hluw. Schrift auch für die Schreibung hethitischer Texte gedient hat, muss demnach offen bleiben (S. 140f.). Die Darstellung von Hawkins brilliert auch in der Folge durch ihre diachrone Perspektive: so etwa die übersichtliche Aufzählung grafischer Unterschiede zwischen frühen und jungen Inschriften (S. 155ff.) oder ausgewogen präsentierte Überlegungen zu den Ursprüngen des hluw. Schriftsystems (S. 166ff.).

Im fünften Kapitel präsentiert der Herausgeber H.C. Melchert (S. 170-210) einen Abriss der luwischen Sprache(n) und deren Grammatik. Besonders beeindruckend bereits zu Beginn die Bemerkungen zu einer möglichen dialektalen Vielfalt innerhalb der luwischen Sprachen (S. 171ff.). Die vorsichtig vorgebrachte These (S. 172f.), das luwische Sprachgut in heth. Texten (etwa die „Glossenkeilwörter“) könnten einer dem Hluw. nahestehenden Dialektschicht entspringen (und damit dem Keilschriftluwischen fern stehen), ist von hoher historischer Relevanz. In der Folge arbeitet Melchert die klassischen Bereiche der Sprachbeschreibung ab: An die Behandlung von Phonologie und Morphologie schliesst sich so auch eine umfassende Darstellung der luwischen Syntax an (S. 200-210) – ein besonders nützliches Hilfsmittel, da Angaben zu syntaktischen Aspekten der kleineren anatolischen Sprachen in der Fachliteratur ansonsten dünn gesät sind.

Ein Vorbehalt ist allerdings zu signalisieren: Melchert beschränkt seine Darstellung – wie bereits Hawkins im vorhergehenden Kapitel – explizit auf das Keilschrift- und Hieroglyphenluwische. Die jüngeren luwischen Sprachen wie in erster Linie das Lykische bleiben so unberücksichtigt, obschon ihre Grammatik in vielerlei Hinsicht deutliche Parallelen zeigt. Der Hintergrund dieser Selbstbeschränkung ist offensichtlich terminologischer Natur: Melchert (wie Hawkins zuvor) erkennt das Attribut „luwisch“ einzig den beiden älteren Sprachen zu. Im Falle des Lykischen

erkennt er einzig eine dialektale Nähe (S. 176: „That Luwian and Lycian are closely related dialects is not in question.“), im Falle der anderen jüngeren Sprachen zeigt er sich unschlüssig (S. 177: „Our knowledge of Carian, Pisidian and Sidetic is too limited to determine whether they are late forms of Luwian or reflect distinct dialects like Lycian ...“).

Was als Einziges zu bedauern ist: Hawkins verzichtet darauf, auf die jungluwischen Texte – also die in Abarten des griechischen Alphabets verfassten lykischen, kari-schen oder sidetischen Inschriften – einzugehen. So endet seine Darstellung in der ersten Hälfte des ersten Jahrtausends, obschon sich Quellen in luwischer Sprache bis in hellenistische Zeit finden.

Ivo Hajnal
Universität Innsbruck
Institut für Sprachen und Literaturen
Abteilung Sprachwissenschaft
Innrain 52
A-6020 Innsbruck
Email: ivo.hajnal@uibk.ac.at